Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 4 (1928)
Heft: 3

Artikel: Bruderhände
Autor: Frances, Jose
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-833904

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 06.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

BRUDERHÄNDE

NOVELLE VON JOSÉ FRANCÉS — BERECHTIGTE UEBERTRAGUNG AUS DEM SPANISCHEN VON DR. ERNST LEVY

(Nachdruck verboten)

Julio Exposito bog um die Ecke beim Sonnentor und trat in die San Jeronimo-Allee.

Vorher hatte er auf die Uhr beim Ministerium geblickt. Sieben ein Viertel.

Die belebte Straße hallte von dem Lärm der Menge wider, die müßig vorwärtsdrängte. Die Sonne ging in all ihrer Pracht unter, und man ahnte das Rot-Gelb des Himmels über dem Grün des Retiro, hinter den Jeronimos.

Die Leute gingen langsam hin und her, die Frauen blieben vor den Schaufenstern stehen und die Männer vor den Frauen. Es roch nach dem Benzin der Autos und bisweilen nach dem starken Duft der Nelken.

Julio Exposito ging mit finsterer, mürrischer Miene weiter, die Hände in den Taschen, den Hut im Nacken. Er litt unter dem Hunger und erstickte vor Haß. Wegen seiner abgezehrten Wangen, wegen seiner fiebernden Augen, wegen seiner Lumpen; für seinen grollenden Haß hatten die duftenden, gutgekleideten Frauen keine Stimme, die Schaufenster mit ihren Nichtigkeiten keinen Reiz, und der majestätisch friedliche Himmel, der unter den letzten Strahlen der versinkenden Sonne verklärt dalag, leuchtete nicht für ihn.

Julio Exposito verließ Madrid mit unendlicher Betrübnis im Herzen und wütendem Durst nach allen Dingen im Leibe, der von den Leiden hart genug mitgenommen war.

Er fühlte sich vereinsamt, ausgestoßen, wie einer, der von einem anderen Planeten herabgefallen ist; und wie er so aus der Residenzstadt floh, lag in ihm die Verzweiflung des umherschweifenden Hundes, der auf den Gehöften und in den Wirtshäusern der Landstraße mit Fußtritten empfangen wird.

Kein Geld, keine Wohnung, die ihm die Wärme des häuslichen Herdes vortäuschen konnte, keine Familie, auch kein Weib, obwohl es so elende und so herabgekommene wie er selber gab.

So wuchs bei ihm der Haß gegen seinesgleichen immer mehr; im Anfang ein stiller, trauriger Haß, danach ein wütender wie beim Wolfe; und jetzt war er wie ein Verhängnis, in grollendem Schweigen brütend, so wie der Himmel kurz vor Beginn des Unwetters.

Durch das andauernde Herumstrolchen in den Nachtasylen, auf den Plätzen vor den Kasernen, in den Spelunken der Vorstädte hatte allmählich ein Gefühl des Trotzes seine angeborene Güte überwuchert, als er die Ungerechtigkeit und die Ruhelosigkeit seines Lebens betrachtete, das so grundverschieden war von dem leichten, freudigen Dahinleben der andern.

Und als er eines Nachts mit seinen Zufallsgefährten querfeldein floh, um den Gendarmen zu entgehen (er hatte das Verbrechen begangen, keinen Ausweis bei sich zu haben und im tiefsten Elend zu stecken), da erhielt er Nachricht von etwas Tröstendem. Es waren einige fette, abgegriffene Bücher, ein paar Zeitschriften mit riesigen Titeln, kühn wie Pistolenschüsse, die ihn, er wußte selbst nicht wohin trieben.

Anarchismus? Sozialismus? Einfach Verbrechen? Es hatte wenig zu sagen; an dem Namen lag ihm nichts. Die Hauptsache für ihn war die Idee, so mit großen Buchstaben, wie er sie in den revolutionären Zeitschriften geschrieben sah und wie sie aus dem Munde der Revolutionäre drang.

Die Verfassung, in der er sich befand, war die denkbar günstigste, und für ein Stückchen Brot hätte man ihm all seinen Rebellentrotz abgekauft. Aber es war niemand da, der ihn dafür hätte bezahlen wollen.

Jemand meinte. er sollte nach Barcelona gehen.

Für die Reise würden sie zusammenlegen und ihm ein paar Briefe für ihre Leute dort geben. Das schon; wahrscheinlich würde er etwas unternehmen müssen, sich für die Sache opfern.

Julio Exposito war etwas schwankend. Er erinnerte sich an jene Gemeinheiten, die von Zeit zu Zeit die spanischen Zeitungen blutrot färbten und die Gasthöfe und Häuser auf den Ramblas (Promenaden in Barcelona) leerten. Außerdem war es gefährlich.

Man lachte ihn aus.

Gefährlich? Das wär ja gelacht! Höchst einfach. Man wartet auf den Augenblick, wo keine Leute über die Straße gehen, tritt in einen Hausflur und geht ruhig wieder fort. Er brauchte sein wertvolles Leben für die Sache gar nicht weiter aufs Spiel zu setzen.

Die Versicherungen, alles werde gut gehen, beruhigten ihn schließlich. Im Grunde konnte er ja auch keine großen Forderungen stellen. Er wollte töten, er fühlte den mörderischen Drang, aber ihm fehlte die Entschlossenheit, ihn in die Tat umzusetzen.

Auch hatte er Furcht vor der unbekannten Stadt mit ihrem Schloß Monjuich und ihrer Polizei, die jeden Tag mit wütendem Haß auf sie fahndete.

Er gestand einem von denen, die ihn zu überreden suchten, seine Befürchtung ein, aber der zuckte bloß mit der Schulter:

«Ach was, das ist ja dummes Zeug. Haben wir dir nicht gesagt, daß du da drüben nicht allein sein wirst? Bruderhände erwarten dich.»

Und mit 95 Cent und einer Fahrkarte dritter Klasse in der Tasche machte er sich auf den Weg zum Bahnhof.

Wie immer starrte er düster vor sich. In seinem Unterbewußtsein fühlte er in sich die finsteren Kräfte eines Gottes, der die geheime Macht besitzt, alles vernichten zu können (das Heer, die Religion, die Monarchie und den Klerikalismus), sofern er nur verstohlen in einen Hausflur tritt und dort eine Bombe liegen läßt.

Als er nach einer zweiundzwanzigstündigen Bahnfahrt, ohne etwas gegessen zu haben, in Barcelona anlangte, da fühlte er sich so niedergeschlagen, so verzweifelt wie nie zuvor.

Schon auf dem Bahnhof geriet er in Verwirrung.

Sein roter Schlips und das weiße Tuch am Hals, die dem zu seinem Empfang bestellten Genossen als Erkennungszeichen hätten dienen sollen, waren unnütz. Als einer der letzten stieg er aus, ging mühsam, immer allein, unter der Menge weiter, betrat die unbekannte Stadt mit seinen 95 Cents, mit dem Zeichen des gewissen Todes auf der Stirn und mit einem Magen, der vor Hunger schmerzte.

Er ging auf gut Glück weiter; er getraute sich nämlich nicht, die Gendarmen zu fragen, die mit ihren weißen Hosen, ihrem langen roten Rock und dem weißen Helm majestätisch wie Kolonialsoldaten aussahen und ihn von der Seite anblickten.

Die große Stadt brachte ihn etwas aus der Fassung.

Zuerst die riesigen, schmutzigen Kais, die verankerten Schiffe, die fieberhafte Arbeit beim Aus- und Einladen, die Menschen aus aller Herren Länder, die grob wurden, scherzten und in allen Sprachen fluchten. Dann die Kolumbus-Promenade, die gegenüber dem Denkmal des Erbauers einmündet, mit den düster emporragenden Lagerhäusern auf der einen und den schreienden Plakaten der Reedereigesellschaften auf der anderen Seite.

Dort blieb er einen Augenblick stehen, da er nicht wußte, wohin er gehen sollte. Mit der Hand betastete er die Papiere, die er den Genossen, den «Bruderhänden», überbrachte.

«Zuerst fragst du nach dem Atarazanas-Viertel», hatte man ihm in Madrid gesagt.

Es war schon spät am Nachmittag, und derselbe Lärm, dasselbe leichtfertige Treiben wie auf der San Jeronimo-Allee schlug ihm hier wieder entgegen; aber hier war alles noch lärmender, noch fieberhafter, noch gemischter und beleidigte noch mehr. Man hörte, wie die Klingeln der Kinos bimmelten, wie die Abendzeitungen ausgeschrien wurden, und man sah die elektrischen Bahnen vorübersausen, die bis aufs Verdeck hinauf mit Menschen vollgepfropft waren.

Alle zwei Schritte stieß man auf fesche, bemalte Weiber, bei deren Anblick man an ein Püppchen denken mußte oder an ausgeschnittene Modebilder; hinter sich ließen sie einen durchdringenden Parfümgeruch.

Julio Exposito stieg von einer Promenade zur andern; mit jedem Augenblick wurde er schwächer; immer mehr schmerzten ihn seine Eingeweide; seine Kehle war ausgedörrt; seine Schläfen hämmerten. Er wollte neben einem Blumenstand stehenbleiben und bekam einen Ohnmachtsanfall.

Die Dämmerung senkte sich herab, und allmählich begann das funkelnde Spiel der Lichter wie bei einer Theatervorstellung. Die Läden standen offen; in den Cafés, den Barbierstuben und den Warenhäusern wurde es hell. Und alles besaß eine unbezähmbare Kraft, die ganze Rücksichtslosigkeit des überströmenden Lebens: das Licht, der Lärm, die Blumenpracht auf der Promenade, die starken, rosigen Frauen aus dem Volk, die zierlichen, schwatzhaften französischen Dämchen; selbst die Zeitungskioske, an denen die Blätter mit ihren riesigen Titelköpfen und den bunten Bildern aufgehängt waren.

Julio Exposito hielt an und stützte sich gegen eine Laterne. Er fühlte Schwindel, Uebelkeit und kalten Schweiß über seine Stirn rinnen...

Er hatte Furcht zu fallen, weil sich dann die Leute genähert und die Gendarmen mit dem langen roten Rock ihn durchsucht und die verräterischen Papiere bei ihm gefunden hätten.

Er machte eine letzte Anstrengung und suchte von neuem mit den Augen nach einer Bäckerei oder einer Wirtschaft. Er fand nur Bierstuben, Cafés und Luxuskonditoreien; und dort einzutreten, mit seinen 95 Cents, seinen Lumpen und seinem Krankengesicht, wäre unnütz und gefährlich gewesen.

Zur Linken bog er in eine Straße ein, dann in eine andere.

Mit einem Male war das Getöse der schreienden, hellbeleuchteten Promenaden verschwunden. Er ging durch dunkle Straßen mit bescheidenen Häusern und einfachen Geschäften. Aber auch dort fand er weder eine Bäckerei noch eine Wirtschaft.

Er bog in eine noch dunklere, noch einsamere Gasse ein. Zur Linken sah er in der Ferne das Schild eines Bäckerladens.

Endlich!

Als er schon der Tür nahe war, sah er aus dem Nebenhause einen Mann herauskommen.

Der Mann sah sich rasch nach allen Seiten um, dann entfernte er sich schnell, fast im Laufschritt.

Julio Exposito ging weiter. Er fieberte vor Erregung, ein Stückchen Weißbrot zu knabbern und es verschlingen zu können; das verlieh ihm die letzten Kräfte.

Als er vor dem Hause neben dem Bäckerladen anlangte, wurde es plötzlich flammend hell in der Straße; ein furchtbarer Knall ertönte; die Glasscheiben vor den Balkons und den Fenstern zersprangen; Stücke von Gips und Holz flogen durch die Luft und mit ihnen, zu Fetzen zerrissen, Julio Exposito.

Die «Bruderhände» hatten ihn aufgenommen.

WINTERSONNE Phot. D. Mischol

✢

Der Flieger

Eine Legende von Wilhelm Schmidtbonn

Ein Flieger, der mit seiner Maschine hoch durch die leere Luft lärmte, Wolken unter sich, so daß ihm die Erde versteckt war, sah einen riesenhaften Vogel auf sich zukommen.

Er wandte erschreckt die Maschine um. Die Hände gehorchten ihm kaum, steif, als ob sie gefroren wären. Obwohl er jetzt vor dem Vogel dahinflog, fiel dieser schnell zu ihm herab, war bald als ein Wesen von menschenähnlicher Gestalt zu erkennen, und hing schon, erschöpft und angeklammert, im Stangenwerk der Maschine. Es war eine Frau von nie gesehener Schmalheit; der ganze Leib nicht breiter, als daß er nicht überall mit zwei Händen zuzudecken gewesen wäre, dabei von einer so gestreckten Anmut aller Glieder, daß die mit jäher Erregung gefüllte Brust des Fliegers keinen Atem mehr hineinnahm. Der Leib der Frau war mit dünnen, seidenen lichtblauen Haaren ganz bedeckt. Zwischen Armen und Brust lagen die beiden jetzt zusammengefalteten Flügel. Auf der Stirn war ein einziges Auge eingeschnitten, das, nach einer Weile in Furcht und Flehen geöffnet, in eine kleine, runde, goldene Sonne sehen ließ, deren Strahlung der Flieger nur kurz aushielt.

Der Flieger war aber ein Mann, der durch seinen Beruf gewohnt war, nicht lange einem Schrecken hingegeben zu bleiben und schnell alle Umstände zu berechnen. Darum dachte er, diesen seltenen Vogel oder Menschen, der von irgendeinem Stern zu ihm heruntergefallen war, so rasch als möglich zur Erde zu bringen, der Wissenschaft zu kaum ausdenkbarem Ereignis. Sein zweiter natürlicher Gedanke war, daß dabei auch für ihn selbst ein unberechenbarer Geldverdienst zu erwarten war. Er lenkte seine Maschine zur Erde und streckte zugleich eine Hand aus, um den Arm der Frau, der ihm